

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 14 (1952)
Heft: 8

Artikel: Die ersten Sänger im Jura
Autor: Müller, Paul E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les editors ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die ersten Sänger im Jura

Von Paul E. Müller

Wenn wir das älteste Schrifttum der deutschen Schweiz betrachten, so ergeben sich für seine Verbreitung vier geographische Haupträume. Der größte und zugleich dichteste breitet sich in der Ostschweiz um das Kloster St. Gallen. Dort wirkte schon in althochdeutscher Zeit Notker der Stammler, der weltberühmte Sequenzendichter und Komponist. Sein Neffe, Notker Labeo, ebenfalls ein Mönch des Klosters, darf als der erste Grammatiker der deutschen Sprache bezeichnet werden. Von diesen beiden Männern gehen literarische Fäden in den Raum des ganzen deutschen Sprachgebietes und weit in die zukünftige Zeit hinaus. Als Antipode zur klosterlich-geistigen Welt von St. Gallen breitet sich im Westen um den Neuenburger Adel die vornehme weltlich-höfische Dichtung aus. Als dritter Raum muß Basel und als vierter Zürich genannt werden. Diese beiden Städte liefern die bürgerlichen Dichter, die großen Realisten. Von ihnen aus sind Entwicklungslinien verfolgbar, die zu den Meistersingern hin laufen.

Schon aus dieser schematischen Uebersicht wird deutlich, daß das Gebiet des Jura nur einen geringen Anteil am literarischen Schaffen der ersten Zeit hat. Wenn wir aber die Literaturgeschichte von ihrem Ursprunge her aufwärts durchwandern, so zeigt sich doch auch in diesem Gebiet immer wieder ein Dichter, der noch über den eigenen heimischen Bezirk hinaus gewirkt und so im deutschen Sprachgebiet einige Bedeutung erlangt hat.

Das gilt nun allerdings nicht für die erste Periode der deutschschweizerischen Literaturgeschichte, die als die Zeit zwischen dem neunten und elften Jahrhundert gilt. Während dieser Zeit ist die ganze schweizerische Dichtung auf St. Gallen konzentriert. Die rege Tätigkeit der fleissigen Mönche scheint alle Kräfte an sich zu ziehen. Der Schatten der klösterlichen Meisterwerke scheint so groß zu sein, daß in ihm auch ein bescheidenes Werk nicht gedeihen kann.

Anders wird das in der zweiten, der aristokratischen Periode des dreizehnten Jahrhunderts. Hier trägt der Jura sein Scherflein zum schweizerischen Kunstschaffen bei. Wenn es auch klein ist, so möchten wir es nicht missen, hat es doch einige wertvolle Perlen darunter.

Zuerst müssen die Lieder von Rudolf von Fenis, des Grafen von Neuenburg genannt werden. Von seinem Leben wissen wir leider nicht viel.

Die Chronik verrät uns nur das Todesjahr 1196. Auch von dem sicher recht umfangreichen Werke sind nur sieben Lieder überliefert. In ihrer Form erinnern sie an den provenzalischen Minnesang. Es scheint, wie wenn Fouquet de Marseille und Peire Vidal dem Neuenburger Grafen beim Dichten ins Ohr geflüstert hätten. Es wäre aber falsch, das Schaffen Rudolfs einfach als bloße Nachahmung bezeichnen zu wollen. Der Dichter ist beherrscht von dem Willen, romanische Vers- und Strophenformen möglichst genau nachzubilden. Darüber hinaus sind es aber natürliche, freie Bearbeitungen und nicht etwa einfache Uebersetzungen in unserem Sinne. Dabei kann es nun etwa geschehen, daß er die geistreichen Bilder der Vorlagen allzu wörtlich versteht. So zum Beispiel jene Stelle bei Fouquet, wo er der Geliebten sein Herz schenkt, damit sie es als ihr Haus bewohne; oder bei Peire, der die Hoffnung nicht aufgibt, aus dem Schnee Feuer und aus dem Meer Süßwasser zu gewinnen. Trotzdem sind uns die Lieder wertvoll als liebevolle Erzeugnisse eines adeligen Dichters, der Muße hatte für reizvolle formale Spielereien. Dasselbe gilt wohl auch für die Melodien dieser Lieder. Leider sind sie uns nicht mehr erhalten. Die Lieder des Rudolf von Fenis sind alle sehr sangbar. Der Dichter wird wohl sein großes formales Können gerade für diese, oft wichtigere Seite der Minnedichtung verwendet haben.

In die gleiche Zeit fällt auch das dichterische Schaffen von **K o n r a d F l e c k**. Auch von ihm ist sehr wenig bekannt. Seiner Sprache nach muß er im Basler Jura gelebt haben. Sein Hauptwerk ist die Bearbeitung der Floire, einer reizenden provenzalischen Novelle. Dies gelang ihm jedoch nicht so gut wie seinem adeligen Kollegen. Der märchenhafte Charakter wird sehr oft durch Reflexionen zerstört. Dagegen verwendet auch er die mittelhochdeutsche Metrik sehr klug, so daß auch ihm, besonders was das Formale betrifft, ein ganz hübsches Werklein gelang.

Diese beiden Dichter müssen zusammen gesehen werden mit **H a r t m a n n v o n A u e**. Er ist der große Anführer, dem es gelang, provenzalische Form und deutschen Gehalt zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Wir wissen nicht, wo er gelebt hat. Viele wollen seine Heimat in der Schweiz wissen. Wenn das wirklich zutrifft, dann kommen entweder Eglisau oder Reichenau in Frage. Er soll hier deshalb nur als weithinwirkendes Vorbild erwähnt sein, das dem ganzen dreizehnten Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt hat.

Damit sind wir mit unserer Aufzählung schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts angelangt und kommen nun zu jener Epoche, die als Uebergangszeit zwischen der hochhöfischen Periode und dem ausgehenden Mittelalter charakterisiert ist. Für die Schweiz wird diese Epoche meist mit

«demokratischer Periode» überschrieben. Diese Bezeichnung geht jedoch stark vom Politischen aus und trifft auf literarischem Gebiet eher für das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu, wo die vielen eidgenössischen Schlachtlieder entstanden sind. Am besten können wir wohl dem ganzen Zeitalter gerecht werden, wenn wir den für das ganze deutsche Sprachgebiet charakteristischen Zug des Hinneigens zu größerer Objektivität in den Vordergrund stellen. Diese Entwicklung der Literatur zum Realistischen hin scheint dem schweizerischen Empfinden entgegen zu kommen. In dieser Periode bildet sich ein dichtgefügtter schweizerischer Dichterkranz. Angeführt wird der bunte Reigen durch die beiden Großen: Konrad von Würzburg aus Basel und Steinmar Berthold von Klingnau aus Klingnau.

Schon diese beiden Namen verraten, daß jetzt die Bürgerlichen das Zepter in die Hand genommen haben. Auch Steinmar ist nämlich kein Adelliger. Er ist ein Ministerialer des Herrn von Klingnau. Einem aargauischen Geschlecht an der Aare entstammend, steht er im Gefolge des Bischofs von Konstanz. Um das Jahr 1276 hat er an zwei Kriegsfahrten Ludwigs von Habsburg teilgenommen.

Steinmars Dichtung steht ganz im Zeichen des Uebergangs. Schon in den ersten Liedern, die doch den höfischen Ton noch zu wahren suchen, verrät sich der neue Zug. In der üblichen Naturbetrachtung, welche die Minnelieder einleitet, zeigt sich eine fast mystische Verbundenheit des Dichters mit der Natur:

Ich wil gruonen mit der sât,
diu so wunneclîchen stât,
ich wil mit den bluomen blüen
und mit den vogelîn singen,
ich wil luben sô der walt,
sam diu heide sîn gestalt,
ich wil mich niht lâzen müen
mit al den bluomen springen,
ich wil ze liebe mîner lieben frouwen
mit des vil süezen meien touwe touwen.

Dies sind ganz neue Töne. Die Natur ist nicht mehr nur schmückende Kulisse wie in der hochhöfischen Zeit. Der Dichter setzt sich der Natur gleich. Damit ist ein neues, fast modernes lyrisches Empfinden wach geworden. Von hier aus wird es verständlich, daß Steinmar die höfische Minneliedform später überhaupt verläßt und zunächst den höfischen Stoff direkt auf die bäuerliche Sphäre überträgt. Damit gelingt es dem Dichter, eine komische Wirkung hervorzurufen, die zunächst dazu bestimmt ist, den höfischen Stoff

ins Lächerliche zu ziehen. So klagt er zum Beispiel, daß ihn die Geliebte nicht zu sich auf den Strohsack lasse, und er schildert den Knecht, der bei der Dirne im Heu liegt und vom Kuhhorn des Hirten aus dem süßen Schläfe geweckt wird wie in den ritterlichen Tageliedern der Ritter durch den Ruf des Wächters auf den Zinnen.

Der Austritt aus der höfischen Welt zeigt sich dann aber besonders deutlich in den eigentlichen Herbstliedern. Es sind Schlemmerlieder, Preislieder auf den Herbst, das Fressen und das Saufen. Der Dichter kündigt in ihnen seinen Uebertritt aus dem Orden der Minnesänger in den der Schlemmer an. Diese Lieder tragen niederländische Stimmung in sich. Angeregt wurden sie von der lateinischen Vagantenpoesie. Steinmar gelang mit ihnen die Verwirklichung des volkstümlichen, kernigen Lebens in dichterischer Form. Er hat mit seiner neuen Gattung Schule gemacht. Viele gab es, die in diesen Bahnen weiter gewandert sind; aber wenige hatten so großen Erfolg und das nötige künstlerische Feingefühl, das sie nicht über die letzten notwendigen Grenzen hinausschreiten ließ.

Neben Steinmar ist wohl Konrad von Würzburg der bedeutendste Dichter dieser Epoche in unserem Raume. Doch er ist ein echter Bürgerlicher. Zeitlebens lebte als biederer Familienvater in Basel. Seine Lieder, die alle zwischen 1260 und 1270 entstanden sind, bewahren den alten höfischen Ton. Der Dichter scheint jedes Jahr je ein Sommerlied und ein Winterlied verfertigt zu haben, von denen jedes nach höfischem Muster dreistrophig gebaut ist und einen Natureingang mit anschließendem Minnepreis im Sommer und Minnetrost im Winter enthält. Der Stoff ist unpersönlich. Der Stil dagegen zeichnet sich durch reiche Variationskunst aus, die nicht immer der Gefahr der Künstelei ganz entgehen kann.

Einmal schwingt sich Konrad zu einem politischen Liede nach dem Muster Walthers von der Vogelweide auf. Dieses Lied enthält einen Preis auf Rudolf von Habsburg. Er wird als Adler gelobt, der die kleinen Raubtiere vertrieben hat; von eidgenössischem Geist ist hier natürlich noch nichts zu merken! Bezeichnend ist auch, daß sich Konrad auch im Leich — der klassischen höfischen Liedform — versucht. Unter anderem dichtet er einen Tanzleich, den wir uns gut als von der Stadtjugend in Kriegszeiten gesungen denken können. Inhaltlich behandelt er das Mars- und Venusthema: Eingangs klagt er über den Kriegszustand und schließt dann mit der Hoffnung, daß die Minne zurückkehren werde, um den Frieden zu bringen.

«Herr Göli aus Basel» steht ungefähr in der Mitte zwischen Konrad und Steinmar. Wie Konrad, so dichtet auch er einen Tanzleich, aber bei ihm ziehen die Basler mit Schwertern und Hüten zum Tanze. Allen

voran geht der Stadtweibel. Er wird sehr realistisch geschildert. Es scheint, daß in diesem Liede der Kleinbasler Ehrenzeichentanz genau vordemonstriert wird.

Noch mehr auf der Seite Steinmars steht der Graf von Homburg. Von diesem fricktalischen Adeligen sind leider nur acht Lieder überliefert. Sie zeigen ein gutes formales Talent und darüber hinaus noch eine gute Dosis Lebenslust. Das kämpfende Element des Kriegsmannes steht im Vordergrund. In einem Liede ergeht sich der Dichter zum Beispiel in einer längeren, ausführlichen Scheltrede über den Gatten der von ihm verehrten Dame. Auch das ist ein realistischer Zug, wie er noch vor wenigen Jahren ganz unmöglich gewesen wäre.

Zum Schluß sei noch Heinrich von Laufenburg erwähnt. Er ist zwar schon zu den Dichtern des 15. Jahrhunderts zu zählen. Als Verfasser geistlicher Lieder soll er den Kranz der frühesten Dichter auf dem Gebiete des deutschschweizerischen Juras schließen. Heinrich ist um 1400 im kleinen aargauischen Städtchen Laufenburg geboren. 1429 übernimmt er ein Pfarrvikariat im zürcherischen Städtchen Gossau. Wenig später wird er Dekan des St. Mauritiusstiftes in Zofingen. 1454 stirbt er als Dekan des Domkapitels in Freiburg im Breisgau.

Der sympathische Dichter ist zu den ersten großen Verfassern von Kirchenliedern zu zählen. Er schuf eine geistliche Lyrik von wirklicher Tiefe, weit entfernt vom hymnischen Charakter der ersten deutschen geistlichen Lieder im achten Jahrhundert, weit entfernt aber auch noch vom Frauendienst des höfischen Mittelalters. In Heinrich von Laufenburg hat sich das durch den Frauendienst verweichlichte Gemüt ins Gefühlsvolle gewandelt. Das veranschaulicht vielleicht am deutlichsten das folgende Wiegenlied:

Ach lieber herre Jhesu Christ,
sît (da) du ein kind gewesen bist,
so gib ouch disem kindelîn
die gnôd und ouch den segen dîn.
Ach Jhesus, herre mîn,
behüt diz kindelîn.

Aehnliche zarte Töne beherrschen das ganze dichterische Schaffen Heinrichs. Sein Werk umfaßt über hundert Lieder, die unter die verschiedensten Gattungen fallen: Konfrakturen (Umdichtungen weltlicher Volkslieder in geistliche), Verdeutschungen lateinischer Hymnen, Mischgedichte aus deutschen und lateinischen Worten, Marienlieder und volkstümliche, geistliche Lieder als eigentliche Neuschöpfungen.

Somit wären denn die ersten Dichter und ihre hauptsächlichsten Lieder vorgestellt. Das Schönste von ihnen ist uns leider verloren gegangen, die Melodien, und auch eine Großzahl der Gedichte. Aber das, was die Zeiten überdauert hat, vermag doch einen schönen Einblick in das erste künstlerisch-literarische Schaffen auf dem Gebiete des deutschschweizerischen Juras zu geben. Es ist vielfältig und bunt, und wenn es auch im Großen und Ganzen die Züge der großen literarischen Tradition trägt, so weist es doch einige charakteristische Eigentümlichkeiten auf, die wir innerhalb der schweizerischen Literatur nur ungern missen möchten.



Das fürstbischöfliche Schloß in Pruntrut
Zeichnung von Lily Hecker